

Menno Baumann

Kindliche Aggression gegen die eigenen Eltern – Tabuthema, auch im Fachdiskurs?

Zusammenfassung

Gewalt von Kindern gegen ihre Eltern (Child-to-Parent Violence) ist nicht nur ein gesellschaftliches Tabu-Thema, auch im Fachdiskurs und in der (deutschsprachigen) Forschung findet es zu wenig Beachtung. Dabei zeigen aktuelle Studien aus dem Forschungsteam des Autors, dass sich diese Gewaltform deutlich von anderen Gewaltdynamiken unterscheiden und ein Wissen um diese Zusammenhänge die von Eltern oft als zusätzlich stigmatisierenden Erfahrungen in unpassenden Beratungsangeboten verändern könnten. Der Beitrag diskutiert den aktuellen Forschungsstand sowie situative Dynamiken kindlicher Gewalt und zeigt erste strategische Grundausrichtungen für eine fachliche Neuorientierung in der Beratung auf.

1. Einleitung

Child-to-Parent Violence ist ein Tabuthema (vgl. Rotthaus 2006). Nicht nur für die betroffenen Familien, auch in der Forschung und im Fachdiskurs scheint es ein blinder Fleck zu sein (vgl. Creutz et al. 2024). Zwar existieren z. B. im Rahmen des Ansatzes der sogenannten „Neuen Autorität“ Trainingsprogramme für betroffene Eltern (vgl. Ollefs & Schlippe 2012) sowie einige Erfahrungsberichte aus der therapeutischen Praxis (vgl. Mazziotto 2019; Rotthaus 2006) – Forschung ist aber im deutschsprachigen Raum in der Vergangenheit eine absolute Leerstelle, und selbst international zeigen sich eher Fragmente als ein systematischer Forschungsstand. So liegen die einzigen Daten, die es in Deutschland zur Einschätzung der Prävalenz dieses Phänomens gibt, vom „Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen“ vor, die im Rahmen ihrer Schüler*innen-Befragung 2019 einige wenige Fragen zu diesem Themenkomplex integriert hatten (vgl. Beckmann et al. 2021). Diese Daten beziehen sich auf das Teenager-Alter, für die frühe Kindheit liegt hier in Deutschland gar nichts vor. International gibt es zwar einen breiteren

Datenstand, dieser beschränkt sich allerdings überwiegend auf den spanischen Sprachraum und weist auf Grund sehr unterschiedlicher Gewaltdefinitionen und auch Forschungsdesigns eine große Heterogenität bis hin zu Widersprüchlichkeit auf (vgl. Überblick bei Creutz et al. 2024).

Diese Situation verwundert, denn in der pädagogischen Praxis stellt Gewalt von Kindern gegen ihre Eltern einen häufigen Beratungsanlass dar. Und auch Fachkräfte in Kita, Schule und Hort berichten immer wieder von irritierenden Situationen, die sie kaum einzuschätzen vermögen und nicht richtig wissen, wann und wie sie Eltern auf Beobachtungen ansprechen sollen. Oder sie werden von Eltern angesprochen, die sich Sorgen um entsprechende Verhaltensweisen ihres Kindes machen und nicht wissen, wie diese einzuordnen seien.

Dass dagegen Trainingsprogramme immer weitere Verbreitung finden, die sich nicht auf eine fundierte Analyse des Phänomens stützen, irritiert ebenfalls – denn offensichtlich setzen diese Trainings auf implizite Vorannahmen (z. B. fehlender oder abhanden gekommener Präsenz der Eltern), die sich im internationalen Forschungsstand keineswegs so einfach nachzeichnen lassen und somit neben einer erwiesenen Wirksamkeit in der Breite im Einzelfall auch gefährliche Nebenwirkungen oder sogar kontraproduktive Dynamiken auszulösen vermögen. Berichte von Elternteilen dem Autor dieses Beitrags in seiner beraterischen und gutachterlichen Praxis gegenüber, die eine solche Beratungs- und Coachingspirale zuvor durchlaufen haben, sowie viele Zuschriften im Nachgang nach einem Radiointerview und einem überregionalen Zeitungsinterview (beides 2025) liefern zu dieser Hypothese leider eine gewisse (wenn auch anekdotisch) Evidenz.

Im Rahmen des vom Autor dieses Artikels geleiteten Forschungsbereiches „Interdisziplinäre Gewaltforschung“ am Forschungsinstitut der Fliedner-Fachhochschule befasst sich seit 2022 eine Arbeitsgruppe unter Federführung von Olivia Creutz schwerpunktmäßig mit dem Themenfeld der Child-to-Parent Violence. Dieser Beitrag verbindet Fragestellungen aus der beraterischen und diagnostischen Praxis des Autors mit wichtigen Aspekten aus unseren Forschungsarbeiten.

2. Notwendige Differenzierungen

In Unsere bisherigen Forschungsarbeiten zeigen dabei die Notwendigkeit von Differenzierungsbereichen auf, die für eine beraterische Annäherung unabdingbar erscheinen:

Hierzu zählt zunächst die Frage, was überhaupt unter „Child-to-Parent Violence“ zu verstehen ist und wann überhaupt „Gewalt“ im engeren Sinne beginnt und als solche problematisiert werden sollte, im Unterschied zu einem gewissen Spektrum „normaler“ kindlicher Aggression. Eng damit verwoben ist die Frage nach Risikokonstellationen, die auf eine drohende Chronifizierung der Gewalt hindeuten sowie die Frage, welche Eltern-Kind-Beziehungsdynamiken sich beschreiben lassen, um Child-to-Parent Violence besser zu verstehen.

In einer ersten Analyse von in der internationalen Literatur beschriebenen Phänomenen kindlicher Gewalt gegen ihre Eltern ließen sich vier Formen herausarbeiten, die zwar selten streng getrennt auftreten, dennoch aber voneinander abzugrenzende Phänomenbereiche darzustellen scheinen. Hierzu gehören verbale, physische, psychische, und finanzielle Formen der Gewalt (vgl. Creutz et al., 2025). Unter verbaler Gewalt sind dabei Beschimpfungen, Beleidigungen und Drohungen zu verstehen. Diese Form ist schon bei sehr jungen Kindern zu beobachten. Ebenfalls bereits bei sehr jungen Kindern lassen sich erste Formen physischer Gewalt, also alle Vorfälle, bei denen körperlich, z. B. durch Schlagen, Treten, Schubsen auf den Elternteil eingewirkt wird. Eher Phänomene des Jugendalters sind dagegen psychische Gewalt, worunter Erpressungen, Demütigungen sowie ein mit gezielter Verletzungsabsicht eingesetztes Ignorieren und Abwenden verstanden wird. Finanzielle Gewalt meint das bewusste Anrichten eines finanziellen Schadens, z. B. durch die Zerstörung wertvoller Sachgegenstände, den Diebstahl von Geld oder Wertgegenständen, aber auch das Verursachen von Schulden oder das Tätigen von Bestellungen, was den Eltern Kosten verursacht. Auch dieses Phänomen betrifft eher das Jugendalter.

2.1. Wie normal ist aggressives Verhalten gegen die Eltern im Kindesalter?

Für Noch spannender als die Frage, welche Formen der Gewalt im Bereich Child-to-Parent Violence zu beobachten sind, ist aber die Frage, wo die Grenze zwischen „zu erwart-

tenden“ aggressiven Verhaltensweisen von Kindern im familiären Rahmen und ernstzunehmenden, interventionsbedürftigen Vorfällen von „Gewalt“ im engeren Sinne verläuft. Hierzu haben wir im Rahmen zweier Projekte geforscht und interessanterweise ein äußerst widersprüchliches Ergebnis erhalten (vgl. Hartwig et al., i. Vorb.). In einem ersten Schritt wurde eine kleine Stichprobe von Eltern im Rahmen zweier Fokusgruppendifkussionen durch Impulsanfragen angeregt, sich über Erfahrungen auszutauschen und anhand von Szenarien den Gewaltbegriff zu diskutieren. In einem zweiten Projekt wurde in einem Online-Survey insgesamt 105 Eltern und 51 Erzieher*innen aus Kindertagesstätten und Hort-Einrichtungen mit kurzen Beispielen aversiver Verhaltensweisen von Kindern gegen ihre Eltern konfrontiert und sollten auf einer Skala von 1 bis 4 bewerten, inwieweit sie das vom Kind gezeigte Verhalten als „zu erwarten“ einstufen oder eben nicht. Im Ergebnis zeigte sowohl die qualitative als auch die quantitative Erhebung, dass keinerlei Einigkeit bezüglich der Einschätzung bestand. In nahezu allen Szenarien schwankten die Einschätzungen sowohl der Eltern als auch der Erzieher*innen auf der gesamten Skala – und je jünger die Kinder in den Szenarien waren, desto größer die Differenz in der Einschätzung. Z. B. wurde in einem Szenario beschrieben, dass ein Vorschulkind im gemeinsamen Fußballspiel aus Wut über eine Niederlage dem Elternteil aufs Bein haut. Während ca. 25% der befragten Eltern das Verhalten als völlig „erwartbar“ einschätzten und immerhin 23% als „eher erwartbar“, benannten 19% der Eltern das Verhalten als „eher nicht erwartbar“ und 33% stuften das Verhalten eindeutig als Grenzüberschreitung ein. Bei den Fachkräften war das Ergebnis etwas deutlicher in Richtung „erwartbar“ (zusammengenommen 75%), während aber auch hier 20% das Verhalten als eher problematisch und 5% als absolut nicht zu erwartendes Verhalten eingestuft haben. Ähnliche Antwort-Breite zeigte sich in den meisten Kategorien.

Im Gesamtergebnis zeigt sich: Weder bei den befragten Eltern noch bei den Fachkräften gibt es ein einheitliches Verständnis davon, was im Laufe kindlicher Entwicklung als „normales“ Verhalten anzusehen ist, und wo die Grenze zu nicht zu erwartender Gewalt verläuft. In der Tendenz lassen sich lediglich zwei Ergebnisse ablesen: Bei den Eltern zeigt sich, dass die Eltern, deren Kinder zum Zeitpunkt der Befragung bereits älter waren, deutlich entspannter auf die geschilderten Szenarien reagierten als die Eltern jüngere Kinder. Dies könnte als Hinweis darauf gedeutet werden, dass Eltern im Laufe der Entwicklung ihrer Kinder mehr aggressives Verhalten erleben, als sie zuvor im Kleinkindalter

antizipieren konnten. Und der zweite Faktor, der Eltern wie Fachkräfte betrifft, bezieht sich auf die sozialen Konsequenzen des Verhaltens. Die Befragten sowohl im qualitativen Setting als auch in dem Online-Survey bewerteten wesentlich stärker, ob Dritte die Situation mitbekommen haben und es zu einer sozialen Beschämung kam, als nach der konkreten Schädigung für den Elternteil.



Abbildung 1: Wenn Alltagskonflikte in gewaltsamen Eskalationen enden, sind oft nicht nur die Eltern ohnmächtig...

Resümierend lässt sich also festhalten: Es gibt keine klar zu definierende Grenze zwischen „zu erwartendem aversiven Verhalten“ eines Kindes gegen die Eltern und „Gewalt“. Weder die Fachkräfte noch die Eltern sind sich im konkreten Einzelfall einig. Die Tatsache, dass Fachkräfte wie auch diejenigen Eltern, deren Kinder zum Befragungszeitpunkt schon am Ende der Pubertät waren, in ihrer Einschätzung deutlich seltener Vorfälle als „Gewalt“ einstufen als die Eltern jüngerer Kinder kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass ein gewisses Maß an Aggression im Laufe der Entwicklung eines Kindes regelhaft aufzutreten scheint und Eltern das im Laufe der Kindheit, Fachkräfte im Laufe ihrer Berufserfahrung, anders einzuschätzen lernen. In den Studien zeigt sich dieser Faktor ebenfalls: Studien mit sehr weiter Gewaltdefinition kamen auf Prävalenzschätzungen von bis zu 73% selbst für physische Gewalt (vgl. Ibabe et al. 2014).

2.2. Beziehungsdynamiken in schweren und chronifizierten Verläufen

Im Rahmen einer vertiefenden qualitativen Studie haben wir in unserer Forschungsgruppe 20 Fallverläufe von sehr schweren und chronifizierten Gewaltspiralen untersucht

(vgl. Creutz et al., 2025, Creutz, i. Vorb.). Dabei zeigt sich, dass gerade in schwierigen Verläufen chronischer und schwerer Gewaltformen einige Aspekte zwingend zu berücksichtigen sind: Erstens, massive Gewalt entsteht nicht einfach nur aus einer zu laschen, zu wenig Grenzen setzenden Erziehung heraus, sondern aus einer Familiendynamik, in der sich die Gewalt gerade gegen die eigentlich engste Bezugsperson richtet (vgl. auch Baker et al. 2025). Dies unterscheidet die schweren Verläufe radikal von eher alltäglichen Vorfällen, in denen ein Kind eine Grenze nicht respektieren will oder ein eigenes Bedürfnis „um jeden Preis“ zuzusetzen bereit erscheint.

In vielen der untersuchten Fälle waren schon lange familiäre Gewaltmuster erkennbar, sowohl als transgenerationales Phänomen als auch im Rahmen von Partnerschaftsgewalt. In diesen Fällen richtete sich die Gewalt zunächst immer gegen den Elternteil, der auch zuvor Opfer der Gewalt war, nicht gegen den Täter. Die besondere Widersprüchlichkeit dieser Dynamik zeigte sich u. a. darin, dass viele der betroffenen Kinder sogar versuchten, den Elternteil vor Gewalt z. B. durch den Partner zu schützen (sich dazwischen stellen, Hilfe rufen), zu späteren Zeitpunkten dann aber selbst genau diesem Elternteil gegenüber übergriffig wurden.

In anderen Fallkonstellationen lagen Entwicklungsbeeinträchtigungen wie eine frühkindliche Traumatisierung oder Problematiken aus dem Bereich der Neurodiversität vor. In diesen Fällen versuchten die Kinder zunächst i. d. R. im Außen zu maskieren, während sich ihre Überforderung dann gegenüber den Bezugspersonen innerfamiliär Bahn brachen.

Spannend ist dabei, dass dieser Faktor der Beziehungsdynamik offenbar die „besondere“, in z. T. schweren Übergriffen mit deutlichen Verletzungen und langer Chronifizierung klar von den eher episodischen und alltäglichen Dynamiken unterscheidet. Während mehrere internationale und quantitativ ausgerichtete Studien, die das Phänomen eher in der Breite erforscht haben, zu dem Ergebnis kamen, dass insgesamt die familiären Beziehungen in Familien mit Child-to-Parent Violence Belastungen weniger eng waren (vgl. Creutz et al. 2024), konnten wir das in den schweren Verläufen so pauschal nicht nachzeichnen. Die Beziehungsmuster waren zum Teil schwer beeinträchtigt – vor allem in den Fällen, in denen zuvor Partnerschaftsgewalt herrschte. Aber die durch die Gewalt

belasteten Beziehungen zwischen dem ausagierenden Kind und dem betroffenen Elternteil waren eng und fürsorglich, z. T. sogar außerordentlich eng (vgl. Creutz et al. 2025; Baker et al. 2025).

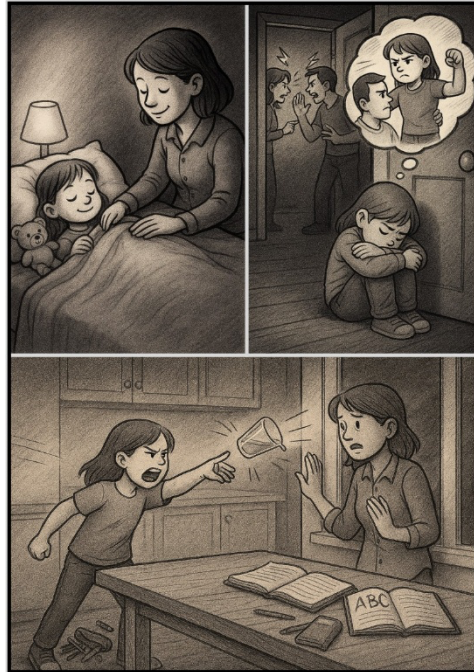


Abbildung 2: Child-to-Parent Violence ist ein komplexer familiendynamischer Prozess

Der Faktor der Beziehungsdimension scheint zunächst kontra-intuitiv, gleichzeitig ist er aber, wenn er wahrgenommen und in der Beratung nutzbar gemacht wird, die größte Ressource: Denn der Elternteil, der die ausgeprägtesten Opfererfahrungen durch die Child-to-Parent Violence gemacht hat, war als engste Bezugsperson des Kindes auch zu einem enormen Einsatz bereit, sich für das Kind zu engagieren – vorausgesetzt, es wurde ein nicht-stigmatisierendes Unterstützungssetting gefunden, das die Stärken der Eltern wahrgenommen und in die Beratung aktiv eingebunden hat.

2.3. Frühe Sensibilität für Risiko-Konstellationen

Die Aus der Differenzierung schwerer chronifizierter Verläufe im Vergleich zu eher erwartbaren aggressiven Verhaltensweisen als Entwicklungsschritt lassen sich auch für die frühkindliche Pädagogik einige präventive Aspekte ableiten, auch wenn die schweren Es-

kalationen in der Regel erst später erfolgen. Wenn Fachkräfte gewaltförmige Verhaltensweisen beobachten, die sich nicht gut einordnen können, kann das Wissen um Risikokonstellationen die Einschätzung deutlich schärfen. Klar ist: Jedes kindliche Verhalten, dass gegen Elternteile gerichtet verbale oder physische Gewalt beinhaltet (psychische und finanzielle Gewalt treten i. d. R. erst in höherem Alter auf), bedarf einer deutlichen erzieherischen Antwort. Berücksichtigt man aber das Wissen um schwere Gewaltdynamiken (Creutz et al. 2025; Creutz, i. Vorb.), so lassen sich folgende Aspekte benennen, die eine besondere Aufmerksamkeit im Sinne eines Frühwarnsystems bedürfen:

Erstens: Gibt es Hinweise, dass der von der Aggression betroffene Elternteil zuvor Gewalt in anderen Beziehungskontexten ausgesetzt war – allen voran Partnerschaftsgewalt oder eigenen Gewalterfahrungen in der Kindheit? Wenn dies der Fall ist, entsteht eine besondere Dynamik aus Beschämung, Erstarrung und Ohnmacht – vor allem, wenn es dem Elternteil noch nicht gelungen ist, sich aus der Gewaltbeziehung zu lösen, oder die Gewalt in einem Trennungskonflikt als psychische Gewalt fortwirkt.

Zweitens: Gibt es beim Kind Hinweise auf Entwicklungsbeeinträchtigungen wie z.B. eine frühkindliche Traumatisierung, ein fetales Alkohol-Syndrom oder eine Entwicklung aus dem Spektrum der Neurodivergenz? In diesen Fällen ist es wichtig, dass sich das Umfeld von erfolgreicher Maskierung des Kindes in anderen sozialen Kontexten nicht ablenken lässt und die Gewalt als einfaches „Erziehungsdefizit“ stigmatisiert, sondern die Situation sehr ernst und ohne Schuldzuweisungen an die „überforderten“ Eltern annimmt.

Viele Eltern berichten, dass sie sich im Laufe der Entwicklung immer wieder nicht verstanden gefühlt haben, mit impliziten und offen ausgesprochenen Vorwürfen konfrontiert sahen oder ihr Erleben vom Umfeld bagatellisiert wurde. Dies verhindert das eigene Eingestehen der zunehmenden Eskalation und bestärkt die Chronifizierung.

3. Eskalationen verstehen

Neben den fachlichen Differenzierungen der Familiendynamik ist es gerade bei jüngeren Kindern auch entscheidend, die situative Dynamik der Gewalt zu verstehen. Im Rahmen von Fallreflexionen und Fachberatungen hat der Autor hierfür ein in der beraterischen Praxis sowohl für Fachkräfte wie auch für (Pflege-)Eltern hilfreiches Modell entwickelt,

welches einer schnellen Einschätzung von Eskalationsdynamiken und pädagogischen Handlungsmöglichkeiten erlaubt (vgl. Baumann 2019). Dieses Modell geht davon aus, dass an gewaltförmige Eskalationen grundlegend zwei Fragen gestellt werden können, die wesentlich darüber entscheiden, welche Handlungsspielräume sich für pädagogisch/erzieherische Interventionen ergeben.

Die erste Frage lautet: „Wie hoch ist der Grad der Verhaltenssteuerung des Kindes?“ Verhaltenssteuerung ist natürlich ein dimensionales Geschehen, das in verschiedenen Situationen, beeinflusst durch verschiedene Faktoren, Schwankungen unterliegt. In einer prototypischen Visualisierung lässt sich diese Dimension zwischen Polen „hoch“ und „gering“ darstellen (vgl. Abbildung 3). „Hoch“ bedeutet in diesem Falle, dass der Mensch kognitiv weiß, was er tut, seine Handlungen steuern, der Situation entsprechend anpassen, zukünftige Konsequenzen seines Handelns in einem gewissen Umfang antizipieren kann und eben nicht im Wesentlichen affektiv und aus den Reizen der Aktual-Situation heraus handelt (vgl. Goschke 2024; Werth et al. 2019), was wiederum die Kennzeichen einer geringen Verhaltenskontrolle sind. Innerhalb eines gewissen Spektrums kennen wir diese Dimension wohl alle, spätestens wenn uns in einem Streit etwas über die Lippen kam, von dem wir im selben Augenblick, wo die Worte die Lippen verließen, wussten, dass das keine gute Idee war...

Die zweite Frage betrifft den Grad der Zielgerichtetheit des Verhaltens. Diese schwankt allerdings nicht zwischen „hoher“ und „geringer Zielorientierung“, sondern zwischen den Polen „klar“ und „diffus“. Diese Frage zielt auf eine Einschätzung, inwieweit das für beide Seiten offensichtliche Konfliktthema auch wirklich das Thema des Konfliktes darstellt. Viele Konflikt- und Gewaltforscher*innen sprechen an dieser Stelle von „Oberflächenthemen“ oder einer „Oberflächenschicht“ eines Konfliktes im Gegensatz zu weniger klar zu formulierenden unterschweligen Konfliktthemen (vgl. Schwabe 2019; Göppel, 2002). Die Frage lautet also konkret: Streiten wir uns gerade tatsächlich um Thema XY – und wenn wir da einig wären, ich nachgeben würde, wir eine Lösung hätten etc., wäre der Streit vorbei oder erst gar nicht entstanden? Oder gibt es unterschwellige Themen, die unabhängig vom gegenwärtigen „Oberflächenthema“ sowieso dazu geführt hätten, dass es bei nächster Gelegenheit zu einer Eskalation kommt (z. B. lange unterdrückte Wut, zu wenig Schlaf, ein scheinbar unlösbarer Konflikt mit einer anderen Person)?

Auf der Grundlage dieser Fragen ergeben sich vier prototypische Konfliktmuster, die jeweils vollkommen andere pädagogisch/erzieherische Interventionsgrundlagen bieten (vgl. Abb. 3). Am klarsten und intuitivsten erscheint uns das Muster der instrumentellen Eskalation: Das Kind weiß genau, was es tut, und was es damit erreichen will. Es möchte unbedingt mit einem bestimmten Spielzeug spielen und weiß, dass es mit bestimmten gezielt eingesetzten Drohungen oder Versprechungen genau dieses Ziel bei dem anderen Kind erreichen will. Oder es will wirklich nicht aufräumen und sucht jetzt eine Strategie, dieses auch nicht zu müssen. In diesen Fällen helfen relativ „klassische“ erzieherische Interventionen, von Verhandlungen und dem Suchen nach Kompromissen bis hin zu gezielten, sachlogischen Konsequenzen – denn das Kind kann ja abwägen, ob der Nutzen oder der Schaden des Verhaltens überwiegt.

Im gegenüberliegenden Feld, das ich als „Typ Pitbull“ benenne (damit möchte ich nicht primär eine Hunderasse stigmatisieren, aber Bildersprache hilft zum schnelleren Begreifen, insbesondere im Umgang mit Betroffenen), ist die Situation eine völlig andere: Das Kind ist wesentlich durch Affekte wie Angst und Wut gesteuert und hat auch nur eine maximal diffuse Idee, was es in diese Situation gebracht hat. Musterbeispiele wären an dieser Stelle eine Trauma-Trigger-Situation, die völlige Überforderung eines zusätzlich übermüdeten Kindes oder ein starker „Overload“ eines Menschen im Autismus-Spektrum. In diesem Konfliktmuster helfen weder Kompromisse noch Konsequenzen, da das Kind keinen Zukunftsbezug (die Konsequenz wird mich nachher stören) mehr hat – es ist im Hier und Jetzt seinen Gefühlen ausgeliefert und selbst verzweifelt. Die einzige wirksame Strategie ist die Herstellung von Sicherheit – im voll umfänglichen Sinne des Wortes.

Im dritten Konfliktfeld, „sich reinsteigern“, ist zwar (zunächst) das Konfliktthema klar: Das Kind will wirklich die Süßigkeiten an der Kasse, hat wirklich keine Geduld mehr, dass die Mutter einfach weiterredet und nicht beim Anziehen hilft, will wirklich nicht aufräumen etc. Aber im Laufe des Konfliktes bricht die Impulskontrolle des Kindes (unterschiedlich schnell) zusammen und das Kind gerät in einen Zustand, in dem es nur noch bedingt bewusst sein Verhalten steuern kann. In diesem Feld setzt Pädagogik natürlich ein, bevor der „Point of no Return“ erreicht ist – durch das Suchen nach Lösungen/Kompromissen oder den zeitlichen Aufschub, also die Verlagerung des Themas auf einen Zeitpunkt, wo mehr Ruhe und Eingehen auf das Kind möglich erscheint. Ist der Point-of-no-

Return überschritten und es kommt zur Krise, können nur noch Ablenkung (als Versuch der kognitiven Re-Aktivierung) oder eben auch die Herstellung von sicheren Räumen, bis sich das Kind wieder regulieren kann, helfen.

Das vierte und letzte Feld, das ich als „Tanz auf dem Vulkan“ bezeichne, ist bei sehr jungen Kindern eher selten. Es zeichnet sich dadurch aus, dass der junge Mensch zwar genau weiß, was er tut und wie er handelt – er hat aber keinen ernsthaften Zugang zu den Motiven und Beweggründen, die ihn dazu bewegen, so zu handeln. In seiner radikalsten Ausprägung ist dieses Muster prototypisch für junge Menschen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung, aber natürlich kommen auch sanftere Formen in der Praxis vor. Die pädagogische Strategie muss sich aus einer sensiblen Mischung aus klarer Konfrontation (der junge Mensch weiß, was er tut, und könnte sich absichtsvoll auch anders entscheiden) und intensiver, gerade in Krisenmomenten „trotzdem“ etablierter Beziehungsarbeit – denn letztlich ist das Verhalten des Kindes auch als ein Beziehungsangebot zu deuten.

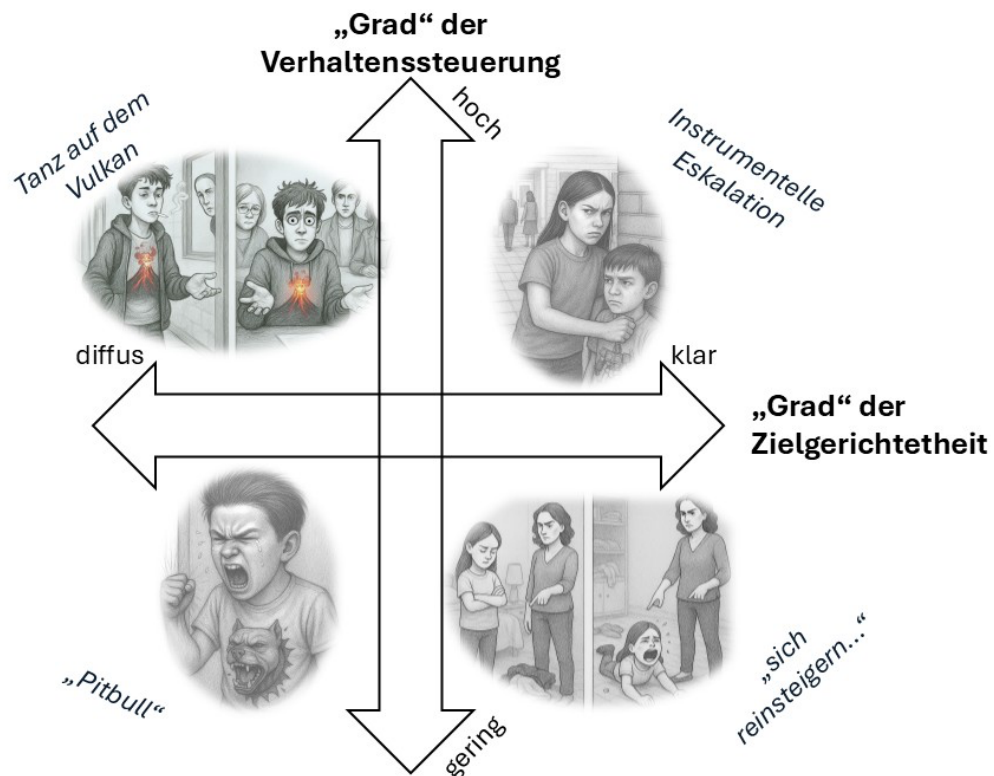


Abbildung 3: Ein dynamisches Eskalationsmodell

Die Analyse von Konfliktsituationen ist in der Beratung mit Kindern, die Gewalt gerade gegen ihre engen Bezugspersonen richten, entscheidend. Einerseits, um zu versachlichen, und andererseits, um auch situativ einen Umgang als „Erste-Hilfe-Strategie“ an die Hand zu bekommen. Letztlich ermöglicht die Reflexion, Ohnmacht zu überwinden, weil ich mich für eine Strategie entscheiden und mich mit anderen Erwachsenen (im Idealfall sogar mit dem Kind) abstimmen kann.

4. Was folgt daraus für die Beratung?

Child-to-Parent Violence ist ein komplexes, vieldimensionales Thema, über das aktuell noch wenig Wissen selbst bei Fachkräften verfügbar erscheint. Differenzierung z. B. zwischen in der Entwicklung und im Zusammenleben erwartbaren Formen von Wut und Aggressionen, die zwar eine erzieherische Positionierung bedürfen, in der Regel aber schnell wieder aus dem Alltag verschwinden, und sich chronifizierenden Verläufen, die zu schweren Gewalteskalationen führen, scheinen elementar. Für die Beratungsarbeit scheinen mir drei Aspekte zusammenfassend unabdingbar:

- (1) Gewalt muss raus aus der Tabu-Ecke und der Heimlichkeit. Gerade die Tatsache, dass viele betroffene Elternteile in ihrem Leben schon mehrfach Gewalt erlebt haben, erhöht die Scham und die Ohnmacht, aber nur eine offene Kommunikation kann – wenn sie fachgerecht und de-stigmatisierend erfolgt – den notwendigen Rückhalt bieten.
- (2) Risikokonstellationen sind frühzeitig wahrzunehmen und zu unterstützen, idealerweise bevor es zu Überforderung mit körperlicher oder psychischer Gewalt gekommen ist. Hierzu brauchen Fachkräfte Wissen, um die Risikokonstellationen erkennen und Eltern unterstützend ansprechen zu können. Gerade Mütter, die in ihrer Kindheit und/oder in Beziehungen schwere Gewalt erlebt haben, sind innerhalb der Dynamik unserer Hilfesysteme zwischen Pädagogik, Familiengerichten und therapeutischen Angeboten oft nicht hinreichend geschützt, auch nicht vor weiteren Verletzungen.
- (3) Die Bezugspersonen müssen gestärkt, aber auch konkret geschützt werden. Die Ressource, dass sich zumindest schwere Gewalt meistens gegen die engste Bezugsperson richtet (dies unterscheidet Child-to-Parent Violence z. B. von Mobbing oder

Gewalt gegen Gleichaltrige) ist oft die stärkste Ressource für Veränderung. Hierzu bedarf es einer Stärkung, nicht einer weiteren Abwürdigung der Eltern, die „zu wenig Grenzen setzen“. Dies ist nachweislich nicht die Baustelle, an der sich schwere Verläufe entlang entwickeln.

Unsere Forschung ist noch lange nicht so weit, dass wir sagen könnten, dass Phänomen wäre im Detail verstanden. Aber schon unsere ersten Projekte zeigen Differenzierungen, Dynamiken und Fehlinterpretationen in der Praxis, die dringend einer breit in die Fachwelt diskutierte Schärfung als dringend notwendig erscheinen lassen.

Literatur

- Baker, V.; Radford, L.; Harbin, F. & Barter, C. (2025): Young People's Accounts of their Violence and Abuse Towards Parents: Causes, Contexts, In: Motivations. Journal of Family Violence. Springer. Doi: 10.1007/s10896-025-00870-9.
- Baumann, M. (2019): Kinder, die Systeme sprengen, Band II: Impulse, Zugangswege und hilfreiche Settingbedingungen für Jugendhilfe und Schule. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Beckmann, L.; Bergmann, M.C.; Fischer, F. & Mößle, T. (2021). Risk and Protective Factors of Child-to-Parent Violence: A Comparison Between Physical and Verbal Aggression. In: Journal of Interpersonal Violence, 36(3-4), doi: 10.1177/0886260517746129.
- Creutz, O. (i.Vorb.): Entwicklungsbedingungen von "Child-to-Parent Violence" - Eine qualitative Analyse schwerer, chronifizierter Fallkonstellationen im Zeitverlauf.
- Creutz, O.; Bolz, T. & Baumann, M. (2024): Child-to-Parent-Violence - Der blinde Fleck in der Forschung zur familiären Gewalt? Ein Systematic Review. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie (73) 3/2024, 200-218. doi: 10.13109/prkk.2024.73.3.200.
- Creutz, O.; Bolz, T. & Baumann, M. (2025): Child-to-Parent Violence: Qualitative Analysis of Case Vignettes with Significant Potential for Violence. In: International Journal of Global Social Work 6, 121. https://www.graphyonline.com/journal/journal_article_inpress.php?journalid=IJGSW.
- Göppel, R. (2002): „Wenn ich hasse, habe ich keine Angst mehr...“ - Psychoanalytische Beiträge zum Verständnis problematischer Entwicklungsverläufe und schwieriger Erziehungssituationen. Donauwörth: Auer Verlag.
- Goschke, T. (2024): Willentliche Handlungssteuerung und kognitive Kontrolle. In: Rieger, M. & Müsseler, J. (Hg.): Allgemeine Psychologie. Springer: Berlin, Heidelberg. doi: 10.1007/978-3-662-68476-4_9.
- Hartwig, L.; Creutz, O. & Baumann, M. (i. Vorb.): >>Gewalt<< als subjektive Erlebenskategorie von Eltern und Fachkräften. In: Baumann, M.; Schneider, W.; Creutz, O. & Butzin, C. (Hrsg.): Kinder – Jugendliche – Gewalt: Scheinwerfer interdisziplinärer Gewaltforschung. i. Vorb.
- Ibabe, I.; Amoso, A. & Elgorriaga, E. (2014): Behavioral problems and depressiv symptomatology as predictors of Child-to-Parent Violence. In: The European Journal of Psychology Applied to Legal Context, 6, S. 53-61.
- Mazziotta, A. (2019): „Mein jüngster Sohn hat mich geschlagen!“ Gewalt gegen Eltern. In: Zeitschrift für

systemische Therapie und Beratung (37) 1/2019, S. 13-23.

Ollefs, B. & Schlippe, A. v. (2012): Manual für das Elterncoaching auf der Basis des gewaltlosen Widerstands. In: Schlippe, A. v. & Grabbe, M. (Hrsg.). Werkstattbuch Elterncoaching. Göttingen: V&R, S. 47-102.

Rotthaus, W. (2006): Familiäre Gewalt, die von den Kindern ausgeht - Ein neues gesellschaftliches Phänomen. In: Kontext (37) 3/2006, S. 231-246.

Schwabe, M. (2019): Eskalation und De-Eskalation in Einrichtungen der Jugendhilfe. Weinheim: Beltz Verlag.

Werth, L.; Seibt, B. & Mayer, J. (2019): Aggressives Verhalten. In Sozialpsychologie–Der Mensch in sozialen Beziehungen: Interpersonale und Intergruppenprozesse. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 323-398



Baumann, Menno

Prof. Dr. phil. habil. Menno Baumann ist Professor für Intensivpädagogik an der Fliedner-Fachhochschule Düsseldorf und leitet den Forschungsbereich „Interdisziplinäre Gewaltforschung“. Darüber hinaus ist er als Sachverständiger und Berater freiberuflich tätig.

Kontakt: baumann@fliedner-fachhochschule.de